

(Nachdruck verboten.)

7) Die heilige Kummernus.

Novelle von Richard Guldshiner.

Als die Kellnerin aufsaß, ging ein Ausdruck des Unbehagens über ihre Züge, und sie machte sich von Bernwerth los.

Dann kamen ein paar junge Leute, die sich zu ihm setzten. Sie redeten von dem Stand der Weinberge, von den Aussichten der Apfelernte, dann von einer Ersteigung des Winklerturnes, die der eine von ihnen allein durchgeführt, von einer Radtour ins Nonstal, die sie gemeinsam machen wollten, von der Heirat des Kaufmanns Kesselberg, und zuletzt von den Weibern.

Die Kellnerin ging ab und zu, brachte Bier und Zigarren und stand einen Augenblick bei dem Einsamen am Ofentisch, der erregt auf sie einredete. Aber sie zuckte nur spöttisch mit den Achseln und lachte. Da warf er ein Geldstück auf den Tisch und ging.

„Moidl, wer ist denn der Kerl?“ fragte Bernwerth das Mädchen.

„Ein Mechaniker aus Gries. Er arbeitet in der Gasfabrik.“

„Was will er denn von Dir?“

„Ich gefall' ihm halt . . .“

„Sein Geschmacl ist nicht schlecht.“

„Ja . . . aber ich habe keine Zeit für den türkischen Kerl. Ordentlich Angst macht er einem . . . Ruh!“ —

Als Bernwerth allein nach Hause ging und den dunklen Viehmarkt querte, sprang plötzlich ein Mensch hinter einem Baume hervor und versetzte ihm, ehe er noch Zeit gefunden hatte, sich zur Wehr zu setzen, einen Messerstich in den Rücken.

Bernwerth verspürte einen jähen Schmerz, dann machte er einen Schritt auf den Angreifer zu, um ihn zu fassen. Aber dann wurde es ihm plötzlich dunkel vor den Augen. Er griff mit den Händen um sich und stürzte zusammen. Der andere floh . . .

4.

Toni Mulser gähnte, daß man alle ihre Zähne, die Zunge und weit in den Rachen hineinschauen konnte.

„Ich bin so müde,“ sagte sie dann gleichsam entschuldigend.

„Möcht' wissen, wann Du nicht müde bist,“ höhnte ihre Nachbarin Ida.

„Ja, Ihr habt gut Rachen. Wenn Ihr so weit wohnen solltet wie ich, möcht' ich sehen, ob Ihr nicht auch ins Gähnen kommt. Uff . . . uhu . . . u . . . u . . .“

Aber jetzt hielt sie die Hand vor. Die anderen lachten.

Barbara, die Rothhaarige mit den vielen Sommerprossen, sang leise vor sich hin:

„Zu Mantua in Da . . . anden
Der treue Hofier lag . . .“

Es war ihr Lieblingslied; sie kannte übrigens kein anderes. Sie sang es jeden Tag, zu Hause, auf dem Wege zur Arbeitsstube und auf dem Heimwege, sie sang es auch während der Arbeitszeit, wenn die Kathl grad' nicht im Zimmer war.

„Sör' doch auf mit dem Geschrei!“ sagte Ida ärgerlich.

„Du machst einem ja ganz blöd' damit.“

„Brauchst ja nicht zuzuhören . . .“

Zu Mantua in Da . . . anden“

Berta Taler holte sich aus ihrem Körbchen ein großes Stück Schwarzbrot, in das sie mit kräftigen Zähnen hineinbiß. Dabei schaute sie neugierig auf die Photographie, die Toni ihr hinübergereicht hatte.

Ida machte sich mit ihren Haaren zu schaffen, und Gretel Bremer stritt sich mit einer sehr lang aufgeschossenen Bleichsüchtigen über den neuen Katecheten der Mädchenschule. Sie hatte behauptet, daß er blaue Augen habe, während die Gegnerin meinte, sie sähen nur blau aus, wären aber in Wirklichkeit ganz grünlich. Schließlich wetteten sie um ein kleines Bildchen der Mutter Gottes von Weissenstein, das beim Kaufmann Brantl unter den Rauben für dreißig Kreuzer zu haben war. Es hatte einen schwarzen Rahmen mit schmaler Gold-

leiste und galt als etwas ganz Besonderes. Martha Dreineßl, die Älteste der Nähmädchen, ein leises, dürftiges Geschöpf, das immer nach grüner Seife roch, sollte die Entscheidung im Streite treffen. Sie übernahm es, unter irgend einem Vorwand mit ihrem Schwesterchen zum Katecheten hinzugehen.

Es arbeitete keine mehr. Die Kathl war nebenan, da konnte man sich schon etwas Zeit gönnen. Die Unterhaltung, die erst leise geführt worden war, wurde immer lauter und sorgloser. Einzelne von den Mädchen hatten sich von ihren Stühlen erhoben und standen in Gruppen beieinander.

Uff! wie tat das wohl, sich wieder einmal reden zu können!

Nur Pepi war bei ihrer Arbeit geblieben. Sie hatte ein feines Spitzenbünd in den Händen. Den Kopf hatte sie gesenkt. Aber sie regte sich nicht. Von all dem Lärmen, das um sie brandete und langsam wachsend anstieg wie eine Meeresflut, hörte sie nichts. Ihre Gedanken waren weit, weit fort von allen diesen Dingen. Sie dachte immer nur an ihre Liebe, an die heißen Küsse, die sie gestern im Hausgang mit dem Geliebten ausgetauscht, sie fragte sich, was er jetzt in diesem Augenblick wohl tun möge, ob er an sie denke, wie sie an ihn, und während sie sich mit ihm beschäftigte, stieg ihre Sehnsucht und ihre Ungeduld. Ach! Es war erst zehn Uhr und erst am Nachmittag konnte sie ihn erwarten. Aber vielleicht kam er um zwölf, wenn sie zum Essen nach Hause ging. Möglich war es schon. Er konnte sich wohl freimachen. Ach Gott, der Liebe, liebe Mensch!

Ihre Hände sanken herunter, in ihre Augen kam jener Ausdruck flackernder Glut, den er so gern hatte. Und um den Mund spielte ein leises, träumerisches Lächeln.

Plötzlich ging die Thür vom Nebenzimmer, Kathl steckte den Kopf herein und verbat sich das Lärmen.

Dann rief sie Pepi zu sich. Sie sollte einen Gang machen, zur Stickerin Helene; die Hemden, an denen sie die ganze letzte Woche gearbeitet hatte, sollten ein schönes Monogramm bekommen. Pepi sollte ihr alles auseinandersetzen. Die Dame, die in einem mit geblühten Stoff überzogenen Sessel am Fenster gesessen hatte, stand auf und redete auf Pepi ein.

Also alles genau wie auf den übrigen Stücken der Aussteuer. Und die siebenzadige Krone nicht vergessen. Und die Helene möge ja acht geben, daß nichts beschmutzt würde. Und bis nächsten Montag. Aber ja mit den Spitzen recht vorsichtig sein . . .

Pepi hörte nur mit halbem Ohr zu. Wie gleichgültig war ihr das alles! Aber im Grunde freute sie sich, den Gang machen zu können. Das war doch besser als noch stundenlang mit den anderen dazusitzen und immer nur eine lange Nacht nach der andern nähern zu müssen. Und vielleicht — sah sie ihn unterwegs . . .

Die Helene wohnte in einer Stube der Franziskanergasse, hoch oben im vierten Stock. Ein richtiges Armeuteilhaus, mit ausgetretenen Treppenstufen, langen, dunklen Gängen und niedrigen Türen. Aber wenn man oben war, dann wurde es auf einmal hell und freundlich. Und wenn man in das Stübchen der Stickerin eintrat, war man im Himmel. Blumentöpfe standen vor dem Fenster des breiten Erkers, Vogelgezwitscher hallte von den Wänden und vor jedem Heiligenbildchen brannte eine Ampel oder steckte eine bunte künstliche Blume.

Und im Erker saß die Helene selber, eine freundliche Person mit großem Gesicht und hoher Stirn mit ein paar Blatternarben drauf und einem dünnen, graublonden Scheitel darüber. Sie trug eine Hornbrille, durch die ein paar freundliche Augen schauten; um den großen Mund mit den starken Zähnen spielte stets ein bescheidenes Lächeln.

Sie war blaß wie alle die arbeitsamen Frauen, deren Hauptnahrung ein kümmerlicher Kaffee bildet und die, statt in freien Stunden spazieren zu gehen, lieber in irgend einer dämmerigen Kapelle knieen.

Aber wenn es in der Pfarre oder bei den Franziskanern oder in Gries eine Prozession gab, dann ging die Helene, um den Hals eine Medaille am weißen Band, stolz und fröhlich in den Reihen der Jungfrauen einher und sang und zeigte alle ihre Zähne und war glücklich.

Bu Hause aber regte sie die geschickten Hände ohne Unterlaß, trank Kaffee und freute sich über die helle, helle Stube und über die weite Aussicht, die über dem Gewirr der Dächer viele Türme und die blauen Berge im Westen zeigte. Was schädete es, daß die Bleichsucht manchmal Kopf- und Brustschmerzen machte? Hatte nicht jeder Mensch seine Plagen? Solange man nicht alt war und sich regen konnte und die Blumen pflügen und in der Kirche singen, mußte man wohl zufrieden sein.

„Sehen Sie, Fräulein Pepi,“ sagte sie zu dem Mädchen, das auf einem Schemel am Nähtisch vor ihr saß, „das ist eine Arbeit, die ich recht gern mache. Diese großen Monogramme, die kann ich gar so gut sehen . . . Bis wann sollen sie fertig sein? Bis Montag? Mein Gott, da werd' ich mich eilen müssen . . . Und wie geht's denn Ihnen alleweil?“

„O, recht gut, Helene.“

„Und der Fräulein Kathl?“

„Gut wie immer.“

„Das ist schon eine liebe Haut; ich hab' sie recht gern, die Fräulein Kathl . . .“

Sie fand alle Menschen lieb und prächtig. Da war niemand auf der Welt, der nicht zu loben gewesen wäre, niemand, der es nicht gut mit ihr gemeint hätte, niemand, den sie nicht aufrichtig berehrt hätte.

„Sie haben's schön kühl hier heroben.“

„Gelt, Fräulein Pepi? Völlig wie in der Sommerfrisch . . .“

„Bei uns in der Nähstüb kommt man um vor Sit.“

„Ja, ich denk mir oft, daß es recht schad ist, daß Sie nicht ein paar Tage in die Sommerfrische gehen können.“

„O, ich möcht gar nicht fort . . . jeht.“

„In Kaufers mühten Sie mal gewesen sein; da ist es schön. Ich bin von Kaufers, wissen Sie . . . manchmal frieg ich völlig Sehnsucht; ich bin schon so lang nicht dagewesen, gewiß zwanzig Jahre . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Hinko Hunas lustiger Abend.

Von Koda Koda.

Hinko Huna ist ein Lebzelter — mit Verlaub zu sagen. Er ist eigentlich auch Wachszieher, sogar vorwiegend Wachszieher, aber mit seiner Liebe ist er mehr beim Lebzelt. Denn — eine Kerze, ihr mögt sie noch so schön aufpuhen, bleibt nur eine Kerze und flackert vor einem düsteren Heiligenbild, wenn's hoch kommt vor der Mutter Gottes. Wem macht's Freude? Niemand! Der sie spendet, tut's aus Not oder Siechtum, den Küster ärgert's, dem Popen ist's gleichgültig, und daß die Heiligen um einer Kerze willen Gnade für Recht ergehen lassen, bestreiten die Wachszieher im geheimen alle.

Aber jeht dafür solch ein Kuchenherz an! Das ist doch ein Schmboll. Da ist Bedeutung dabeil. Angenommen, es wird ganz einfach gebacken — mit einem Mandelkern in der Mitte, da heißt es schon: süße Liebe. Oder man färbt es mit Akermes; brennende Liebe. Oder man tut einen hübschen Spiegel darauf, von Tragantosen umgeben: Du bist schön, ich liebe Dich. Dann die Verse, die doch auch allerlei ausdrücken können — von der sprichenden Neigung an bis zur blutigsten Leidenschaft . . .

Hinko Huna ist also ein Lebzelter. Er hat seinen Laden Inapp unterhalb der Terasija, vom Fürst Milosch-Brunnen linker Hand. Es ist aber besser, den Polizisten zu fragen, denn der Laden liegt etwas abseits.

Hinko Huna zahlt seine Steuer pünktlich. Ein Hauptmann wohnt bei ihm in Quartier — und wenn just Ebbe in den Staatslaffen ist, also immer, bekommt der Hauptmann statt der Sage Steueranweisungen. Die gibt er dem Hinko, Hinko geht damit zum Amt, läßt sich die Steuer einschreiben, und die Sache ist fertig. Wenigstens hat man die Sorge los.

Das Geschäft geht nämlich nicht recht. Wenn man bedenkt, wie die Verhältnisse früher waren — und jeht — das ist ein gewaltiger Unterschied! Sind die Leute lauer geworden — oder ist's die allgemeine Armut — — genug, es gehen jeht nur die geringeren Sorten. Oft brennt vor einem heiligen Georg ein Stumpfschen wie ein kleiner Finger. Wirklich, das Herz krampt sich einem zusammen.

Die Märkte — du lieber Gott! — die Märkte haben auch bedenkend abgenommen. Ehedem, solch ein Markt in Branitschil. Dieses Gewühl! Jeht, zwölf Risten Lebfuchen in einem Vormittag! — Oder die Kirchweibe in Schabak. Man sollte es ja nicht glauben, aber bis von der Drina, selbst aus Bosnien kamen rechtgläubige Leute und kauften sechs-, sieben-, achthundert Kerzen, ungerechnet, was die Slaponiker aus dem Klenaler Winkel über die Save wegführten.

Jeht fährt Hinko gar nicht mehr nach Schabak. Es lohnt den Fuhrmann nicht. Er fährt am weitesten bis Palesch — und selbst dahin verlangen die Leute schon 25 Dinar und die Zehrung, während man früher bis Schabak 30 zahlte. — Was ist das für ein Verhältnis?

Es ist wahr, Hinko Huna hat eine Freude am Lebfuchenbaden, — und wenn man die anderen Gewerbe betrachtet, ist's doch noch eines von den schönsten. In seiner innersten Seele hegt er aber einen anderen, einen törichten Wunsch — Hinko möchte ein Soldat sein.

Wenn der Hauptmann, der oben im ersten Stode wohnt, des Morgens weggeht — sporenklirrend, mit flatterndem Mantel — huil — das ist ein Mann, der was kann, das ist Pracht und Macht vom Scheitel bis zur Stiefelsohle. Hinko Huna sieht ihm nach — und in seiner Verzückung merkt der arme Hinko gar nicht, daß sich oben . . . leise . . . eine Stirn . . . an die Scheiben drückt . . . an die kalten Fensterscheiben . . . und daß dort oben . . . zwei Augen . . .

Nataschas Augen!

Eines Tages, Hinko Huna packt just seine Kisten für den Palescher Markt und Natascha hilft ihm, fröhlich, wie noch nie — da öffnet sich die Tür, und der Herr Hauptmann selber tritt in den Laden. Hinko ist ganz bestürzt vor Schüchternheit.

„Guten Tag, Pate,“ sagt der Herr Hauptmann. „Ich möchte gern mit Ihnen sprechen.“ Dabei laßt er so freundlich und leutselig, daß man sich wie erhöht dünkt. —

Hinko Huna winkt seiner Frau, zu gehen.

„Ach, lassen Sie nur,“ meint der Herr Hauptmann und wechselt mit Natascha einen verschmigten Blick. „Es ist ja kein Geheimnis. Ich brauche 100 Dinar — das ist alles.“

Hinko Huna versteht noch nicht.

„Sie sollen mir 100 Dinar leihen, wissen Sie — 100 Dinar. Am Ersten haben Sie sie wieder, darauf können Sie sich verlassen, Pate. Ich hätte das Geld nicht gebraucht, doch meine —“

„Aber natürlich — aber selbstverständlich —“ unterbricht der Lebzelter beinahe jubelnd und eilt zu seinem Schrank — „wie möchte ich denn nicht — Das heißt . . . 100 . . .“ und der arme Hinko sieht beschämt auf Natascha . . . „Hast Du etwa 40? Denn ich, gnädiger Herr . . . die Wahrheit zu sagen, hab' im ganzen 80 und 20 davon muß ich dem Fuhrmann bis Palesch . . .“

Natascha und der Hauptmann wechseln einen verschmigten Blick.

Sie bringt 40 Dinar herbei, Hinko zahlt 100 auf der Tisch — „Oh — was fällt Ihnen ein, Herr Hauptmann — einen Schuldschein? Es ist mir nur eine Ehre, bei Gott, eine große Ehre!“

Natascha und der Hauptmann wechseln einen verschmigten Blick. Als der Hauptmann fort ist, von Hinko mit vielen Büdlingen begleitet — als er lange fort ist, beginnt der Lebzelter zu rechnen — — und er findet: 20 Dinar sind bis Palesch zu wenig. Er geht hinein — vielleicht hat Natascha noch etwas Silber übrig — greift in ihren Rod, der an der Wand hängt und findet — einen Zettel:

„Zus Boulevard also, — es wird sehr lustig.“

Nichts weiter.

Des Abends, als es zu dunkeln beginnt, steht, ob auch morgen Markt in Palesch ist, Hinko Huna vor dem Boulevard-Café und wartet und wartet. Wartet und wartet.

Und — plötzlich — sieht er Natascha kommen — in starrer Seide — und den Hauptmann, sporenklirrend, mit flatterndem Mantel. Einen Augenblick lang bleiben sie unter der Bogenlampe am Schalter stehen — und verschwinden dann — dort hinein.

Hinko Huna aber wartet wieder — hilflos und unschlüssig. Endlich faßt er sich ein Herz und überquert die Gasse.

„Ein Billeit? Was für ein Billeit?“ fragt der Kassierer.

„Das beste, das Sie haben.“

„5 Dinar 50.“

Hinko Huna bleibt an der Türe des Saales stehen. Durch den Schleier des Tabakqualms sieht er über die schwägende Menge hinweg — zuerst Licht, nichts als Licht, das ihn verwirrt und blendet — und dann auch, später erst, die Bühne.

Hier also ist Natascha — bei diesen unzüchtigen Weibern und Liedern! Für sein Geld! Für sein Geld!

Der Gedanke gibt ihm Kraft. Er geht vorwärts und braucht nicht lang zu suchen. „Guten Abend, gnädiger Herr!“ sagt er und saht nach einem leeren Stuhl, um sich zu setzen. „Wundern Sie sich, daß ich hier bin? Je nun — ich hab' mir's überlegt“ — und, vom Blick des Offiziers verschüchtert, — „der Palescher Markt wirft von jeher wenig ab.“

Hinko Huna hat jarlastisch sein wollen, aber es geht ihm damit nicht richtig von der Hand. Er wird friedlich, fast gemächlich. Natascha beginnt sich zu beruhigen. Der Hauptmann findet sogar allmählich seine Laune und tischt Wein und Braten auf. So sitzen sie beisammen.

Hinko Huna trinkt vom Wein und ist vom Braten, sieht Neues, zu viel Neues — entblöhte Schultern und geschminkte Lippen, Gesichter, so schön, wie nie zuvor im Leben, Augen, so begehlich, wie er nie gesehen hat . . . und er mag und mag auch nicht — sagt, was ihr wollt — so muß er lustig werden. Eine sonderbare Fröhlichkeit, die Natascha ganz unheimlich vorkommt, unter der etwas wie Galgenhumor durchschimmert . . .

Natascha mißt verstoßen ihren Mann und fürchtet sich. „Lassen Sie ihn nicht so viel trinken,“ mahnt sie ihren Liebhaber.

„Ach was!“ erwidert der Hauptmann und schenkt die Gläser voll, „der Erbe verläuft seinen Wein nicht.“ — Die Gesellschaft des Begehlers geniert ihn, — am besten, man spült den Aerger hinunter, Es wird ein Uhr — und sie gehen in ein anderes Café.

„Wie nett es gewesen ist!“ meint der Hauptmann.
„Freilich, freilich! In meinem ganzen Leben der erste lustige Abend,“ versichert Hinko ehrlich. „Immer nur arbeiten und niemals Herr sein! Heut bin ich endlich einmal Herr gewesen — für mein Geld.“

Für sein Geld! Das gibt ihm seine ganze Bitterkeit zurück. Und als sie links vom Fürst Milosch-Brunnen zum Wohnhaus einbiegen —

Als sie zum Wohnhaus einbiegen, da geht Hinko Huna allein voraus, öffnet die eichene Haustür und ziegelt sie von innen wieder zu.

Als die beiden — Natascha und der Hauptmann — auch eintreten wollen, finden sie die Tür verschlossen.

Drinne aber schreit der Begehler:
„Wahrhaftig, ich lasse Euch nicht ein! Um keinen Preis! Wissen Sie was, gnädiger Herr? Sie sind ein Hund! Verstehen Sie? Ein ganz gewöhnlicher Hund! Ein — rüddiger Hund! Die Person dort draußen, mit der Sie mich betrogen haben, können Sie nun für sich behalten, die 100 Dinars geb' ich als Mitgift drein.“

Mit dem Gefühle eines Menschen, der seine Feinde aufs Haupt geschlagen hat, tappt Hinko Huna, ausgelassen vor Fröhllichkeit, hinaus in den ersten Stock und legt sich in das schöne, feine Bett des Hauptmanns schlafen.

Oh, man muß es doch einmal probieren, ganz so lustig, wie ein Herr zu leben. —

(Nachdruck verboten.)

Das Erfrieren der Pflanzen.*)

Von N. G. Francé.

Das Mißverhältnis zwischen individuellem Angepaßsein und plötzlicher Aenderung der gewohnten Temperaturen bringt jene Erscheinungen zustande, die wir als Erfrieren der Pflanzen bezeichnen. Von Wichtigkeit ist hierbei natürlich, wie weit die chemischen Veränderungen im Lebensprozeß bereits gebiehen sind. Ruhenden und trockenen Samen kann man sogar einer Temperatur von 80 Grad Celsius Kälte aussetzen, ohne daß er seine Keimkraft verliert; er geht aber bei viel höherer Temperatur alsbald zugrunde, wenn er bereits aufgequollen ist, d. h. wenn bereits die chemischen Vorbereitungen des Keimens begonnen haben.

Das Erfrieren der Gewächse ist übrigens ein eigentümlicher und komplizierter Prozeß, bei dem fast stets mehrere Faktoren, Wassermangel und auch mechanische Zerstörungen des Körpers, sich der eigentlichen Kälte Wirkung hinzugesellen. Der Botaniker Molisch hat vor wenigen Jahren ein hübsches Werk über das Erfrieren der Pflanzen herausgegeben und darin u. a. gesagt, es stelle sich bei Temperaturen über Null bei manchen unserer empfindlicheren Kulturgewächse, namentlich bei jungen Kürbis- und Tabakpflänzchen, recht häufig ein plötzliches Verwelken ein, das man in der Praxis gewöhnlich als Erfrieren bezeichnet, obwohl es mit diesem Begriff wenig zu tun habe. Denn es sei nichts anderes als ein übermäßiger Wasserverlust, dadurch verursacht, daß die oberirdischen Teile transpirierten, während bei der nur wenige Grade über Null liegenden Temperatur die Wurzeln dem Boden nicht mehr genügend Wasser entziehen konnten. — Wirkliches Erfrieren bei Temperaturen über Null kommt nur bei manchen Kindern der heißen Landstriche vor, die wir in unsere Gärten verpflanzt haben, so z. B. bei den beliebtesten Coleusarten. Sie erfrieren schon bei 1—2 Grad Wärme, auch wenn wir sie noch so gut mit Laub bedecken oder mit Stroh umhüllen. Die Ursache scheint darin zu liegen, daß die chemischen Prozesse in ihrem Protoplasma bei solcher Temperatur nicht mehr stattfinden können. Zu dieser Annahme sind wir in manchen Fällen auch bezüglich unserer einheimischen Gewächse gezwungen, obwohl auch hier meistens der Wassermangel die eigentliche Todesursache ist. Wenn hingegen Ende Oktober nach den letzten warmen Herbsttagen voll süßer Melancholie eines Morgens die Weinlaube berfengt das Reif des Stauden und Holme geschnitten und die letzten Blüten und zarten Blättchen mancher späteren Nachtriebe geschwärzt hat, als sei ein Pesthauch, so richtig der „Atem des Todes“ über das Land gegangen — da konstatiert der Botaniker meist eine andere Todesursache. Der Nachtfrost zog das Wasser aus den vieltausend Kammern der Pflanzen, ließ es zu Eis erstarren, und das zerritt dann mit seinen scharfen Kristallen das Gefüge und den sorgsam erhaltenen Wunderbau der Zellen.

Es spielt daher eine sehr große Rolle, ob die Pflanzen bei Eintreten des Frostes stark wasserhaltig sind oder nicht. Warming z. B.

sagt darüber: „Je wasserreicher, desto weniger widerstandsfähig ist eine Pflanze. Daher leiden die jungen Sprosse unserer Bäume oft unter Nachtfrosten, während diese den älteren nicht schaden. Daher haben auch Samen z. B. Weizen, in den Polarländern viele Jahre überwintern können, ohne zu leiden. Der geringe Wassergehalt ist vielleicht auch Grund zu dem Ausbrennen vieler Moose, Flechten und anderer niederer Pflanzen. Verholzte Teile ertragen die Kälte leichter als krautartige; daher sind wohl viele Arten in den Polarländern und die Zwergsträucher des Hochgebirges verholzt.“ Und tatsächlich mag es einen wundernehmen, daß gerade die allergeringsten Pflanzengebilde, die hauchdünnen Blättchen der Moose, einfach unberücksichtigt scheinen und nach, ungeschützt im strengen Winter glasartig gefroren sind, aber sofort nach dem Auftauen das unterbrochene Leben kräftig und frisch wieder aufnehmen. Was können wir dazu als Erklärung sagen? Nichts, denn die sogenannte Erklärung, daß diese und viele andere Pflänzchen unserer Zone tiefen Kältegraden angepaßt sind, konstatiert nur die Tatsache, erklärt aber nichts an ihr. Das ist überhaupt ein Gebiet, wo wir vorläufig nur schauen und staunen können und schweigen. Es gibt Pflanzen, die für alles das unempfindlich sind, was alle anderen mit dem Leben bezahlen müssen.

In der Einöde des polaren Eiswalles, einem der kältesten Punkte des Erdballes, wo der Winter eine Kälte von 46 Grad Celsius und noch mehr mit sich bringt, sprieht ein grünes Kräutlein, das Köffelkraut (*Cochlearia fenestrata*), ja nicht nur das, es blüht sogar und sucht noch seine Früchte zu reifen. Kann man das überhaupt glauben? Die Nordenskjöld'sche Polarexpedition zur Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt hat das beobachtet. Ihr Botaniker, Kellmann, beobachtete ein Exemplar davon, das auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Sandhügels bei Pittlelah, dem beständigen scharfen Nord- oder Nordostwind ausgesetzt, wuchs. „Es hatte seine Blüte im Sommer 1878 begonnen, sie aber, als der Winter kam und seiner Entwicklung ein Ende machte, noch lange nicht abgeschlossen. Es enthielt daher Blütenknospen in verschiedenen Entwicklungsstadien, neuerdings geöffnete Blüten, verblühte Blüten und mehr oder weniger reife Früchte. Von den Rosettenblättern fanden sich nur unbedeutende, zusammengeschrunppte Reste, aber die oberen Blätter waren frisch und lebenskräftig. In diesem Zustande wurde die Pflanze vom Winter befreit und seiner ganzen Strenge ausgesetzt. Man möchte nun wohl glauben, daß sie vernichtet werden mußte, und daß besonders die zarten, in der Entwicklung begriffenen Blütenknospen vom Frost zerstört und außer Stand gesetzt wurden, sich zu entwickeln. Dies war aber nicht der Fall. Als der Sommer 1879 kam, setzte die Pflanze ihre Ausbildung von da an fort, wo sie zu Anfang des Winters unterbrochen worden war; die Blütenknospen schlugen aus, und aus den Blattachsen der oberen frischen Stengelblätter schossen neue frische Blütenstände hervor.“

Und dieses Pflänzchen entbehrte jeder Schutzvorrichtung gegen die Kälte; wie die ganze polare Pflanzenwelt scheint es durchaus nicht besser vor den Extremen des Klimas geschützt als die Gewächse unserer Zonen. Doch dürfen wir deshalb noch nicht glauben, daß es solche Schutzmittel überhaupt nicht gibt. Aber sie sind zweifellos in dem molekularen Bau der lebenden Substanz verborgen, sie sind gewissermaßen innerlich geworden und entziehen sich dadurch vorläufig unserer Beobachtung, die in der Richtung der inneren Strukturverhältnisse nicht eben weit reicht.

Auf dem ewigen Schnee Grönlands, Spitzbergens, aber auch auf den Firnfeldern der Hochalpen, beobachtet man häufig den sogenannten „roten Schnee“. Er verdamt seine Färbung einer einzelligen, freibeweglichen Alge, *Sphaerella nivalis* genannt. Diese Schneecalge erträgt nun ohne Schaden die schärfste Kälte. Man setzte sie stundenlang einer Temperatur von 36 Grad Celsius aus und fand, daß ihre Entwicklung gar nicht gehemmt war. Diese reizenden, staubförmigen Pflänzchen sind eben solchen Temperaturen durchaus angepaßt. Aber es mögen ihnen zwei Umstände bedeutend zu Hilfe kommen. Erstens die belebende Macht der Sonne, die auf den Alpenhöhen und im Polar sommer mehr Gewalt hat, als wir Flachlandleute uns auch nur vorstellen können. *Sphaerella* vermehrt und bewegt sich nur während des Sommers. Den Winter verbringt sie, wohl eingelapfelt und gut zugedeckt mit dem weichen Schneemantel, unbelebt und erstarrt. Im Sommer aber verrät ihre rasche Vermehrung, bei der binnen wenigen Tagen aus einem Exemplar viele tausende hervorgehen, daß ihre inneren Beschreibungen und Neukonstruktionen, also ihr Stoffwechsel, sehr bedeutend sein müssen. Dieser aber lernten wir bereits als eine Wärmequelle kennen, und man darf Göppert wohl recht geben, wenn er dieses verborgene Leben unter so ungewöhnlichen Umständen diesem Wärme-faktor zuschreibt.

Es ist freilich nur so eine Art Strohhalm von Erklärung, an die wir uns da klammern, aber es ist immerhin eine Möglichkeit der Erklärung und daher besser als gar keine. Sonst stünde man der Tatsache ganz ratlos gegenüber, daß an dem Janaisfluß, an Sibiriens Kältepol, dichte Wälder grünen, in einer Gegend, deren höchste Januarterperatur — 28 Grad Celsius, deren niedrigste dagegen — 60 Grad Celsius ist.

Widen wir auf das Gesagte zurück, so können wir also aus diesem Exkurs die Lehre mitnehmen, daß das Leben auch der furchtbarsten Kälte nicht weicht. Es gibt gegenwärtig auf Erden keine Stelle, die für Pflanzen absolut zu kalt wäre. —

*) Wir entnehmen diesen Abschnitt der 3. Lieferung von Francés großem Werke „Das Leben der Pflanze“, das gegenwärtig im Verlag des „Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart, erscheint. Die 1. Abteilung: „Das Pflanzenleben Deutschlands“ ist auf 26 Lieferungen (à 1 M.) berechnet. —

Kleines feuilleton.

es. Zwei neue Bauwerke sind an der Kaiserbrücke in die Höhe gewachsen, die der sonst nicht gut beleumundeten Berliner Architektur Ehre machen. Der Zufall hat es gefügt, daß die beiden Baumeister, die augenblicklich unsere besten und selbständigsten Künstler sind, in dichte Nachbarschaft mit einander kommen. Die beiden Bauwerke stehen sich gerade gegenüber. Messel und Hoffmann sind die Erbauer.

Hoffmann stand einer interessanten Aufgabe gegenüber. Es galt, dem märkischen Museum eine Heimstätte zu schaffen. Hoffmann hat die Aufgabe so gelöst, daß sein Bauwerk nicht nur, weil es die Schätze märkischer Vergangenheit birgt, aufgesucht werden wird. Es ist ein selbständiges Kunstwerk, eine architektonische Schöpfung, die um ihrer selbst willen betrachtet sein will.

Am besten präsentiert sich der Bau etwa von der Dampferanlegehalle der Schiffahrtsgesellschaft „Stern“ oder von der Zannowitzbrücke aus. Man hat das Wasser vor sich, das als ruhige Fläche dem Museum einen guten Vordergrund gibt. Malerisch gruppieren sich am Ufer alte Häuser, Abladestätten, Restaurants, ein Warenhaus, ein alter Turm.

In dieses architektonisch ebenfalls reizvolle Bild Alt-Berlins fügt sich das Museum trefflich ein. Es ist ein Glück, daß hier mit dem akademischen Prinzip gebrochen wurde, wonach ein Museum ein Renaissancebau sein muß. Das mißglückte Kaiser Friedrich-Museum ist noch in frischer Erinnerung. Hier ist die märkische Bauweise innegehalten. Ein intimer Reiz haftet dem Bau an, der die alten einheimischen Formen zu Ehren bringt.

Hoffmann ist das, was man in der Architektur malerisch nennen kann. Er bietet in seinem Hin und Wieder von Fenstern, Nischen, Krümmungen eine Abwechslung, ein freies und doch feines, einheitliches Ganzes. Mit außerordentlich sicherem Geschick hat Hoffmann aber die Ueberfülle vermeiden. In diesen Fehler verfallen die meisten Baumeister, die den Backsteinbau pflegen. Hier haben wir im ganzen eine wundervolle Flächenwirkung. Der Bau besteht aus vielen, einzelnen Teilen. Ein domartiger Anbau, in der Mitte eine märkische Kirche mit kleinem, aufgesetztem Türmchen, dann ein breiter, märkischer Festungsturm. Die Rückseite ist nach dem Hof zu ein in Sandstein gebautes deutsches Wohnhaus in deutscher Renaissance. Ein reichgeschmückter Erker schließt sich dem an. Die Fenster haben eine weiße Einfassung, heben sich somit aus dem grauen Ton gut heraus, sie sind regelmäßig gesetzt und geben dem ganzen dadurch eine ruhige Wirkung. So illustriert jeder Teil eine bestimmte Bauperiode in der Mark, und dennoch ist das ganze eine einheitliche Schöpfung und fällt nicht auseinander. Es ist dies ein ganz neues Prinzip, ein Museum zu bauen, das auch schon in München von Seidl für das bayerische Nationalmuseum in Anwendung gebracht wurde.

Der Messelsche Neubau, die Landesversicherungsanstalt, ist architektonischer, strenger als das Hoffmannsche Museum. Hoffmann baut aus vielen Einzelheiten malerisch eine Einheit zusammen. Messel gibt eine imposante Schöpfung, die organisch emporwächst und nur ausschließlich einen Eindruck hervorrufen will. Das Prinzip der Hochstrebenden, von unten an bis unter das Dach reichenden Pfeiler beherrscht die Fassade. Dadurch gliedert sich der Bau einheitlich und übersichtlich und erhält einen strengen, großen Charakter.

Wohlthuende Abwechslung schaffen dabei die leichtgewellten Dächern, die im Mittelteil vorherrschend betont sind. Das Dach überhaupt erscheint in seiner fortlaufenden, gerundeten Linie als ein geschmackvoller Abschluß. Die Härte der parallel laufenden Säulen wird dadurch gemildert.

Ein einfacher, märkischer Turm, der zugleich ruhig und zielklar wirkt, überragt das Dach.

Der Mittelteil des Bau's strebt aus der Fläche heraus, so daß auch hier eine leichte, nach vorne drängende ovale Rundung erscheint.

Zwischen diesen strengen Strebepfeilern ist überall in grauem Hardthheimer Kalkstein Reliefschnud verteilt. Die Streben selbst sind in Ziegel ausgeführt.

Will man die Art dieser beiden Baumeister gegen einander abgrenzen, so kann man sagen: Hoffmann ist intimer, malerischer, Messel architektonischer, strenger. Messel geht von eigenen Ideen aus und benutzt die märkische Bauart als Mittel. Hoffmann kennt die Stille, beherrscht sie vollkommen und bedient sich ihrer, kommt so zu ganz eigener Auffassung, die seinen Werken den Stempel aufdrückt. So begegnen sie sich — und darin liegt ihre Bedeutung für Berlin — in der Aneignung und Vertwertung des märkischen, einheimischen Stils. Der eine geht dabei von modernen Problemen aus, der andere wird erst langsam dazu hingeführt. Beide verschmelzen ihr eigenes Streben mit dem einheimischen Stil. Die Reife ihres Könnens ist gleich. Nur die verschiedene Mischung der Charaktere führt sie besondere Wege. —

Go. Arbeiterelend im alten Aegypten. Ergreifend klingt aus grauer Vorzeit ein Lied in unsere Tage, das im 14. Jahrhundert vor Christi entstanden ist und die Lage der Arbeiter unter Ramses II. von Aegypten schildert. Es findet sich in einem Buch von Maspero über Aegypten und Assyrien. Ins Deutsche übertragen, lautet es: „Ich habe den Schmied bei seiner Arbeit gesehen, am offenen

Schlunde seines Ofens, — er hat Hände wie ein Krokodil und ist so schmutzig wie Fischschlacke. — Die verschiedenen Handwerker, die den Meißel führen — haben sie mehr Ruhe, als der Bauer? Ihr Feld ist das Holz, das sie schnitzen, ihr Gewerbe ist das Metall: selbst in der Nacht werden sie geholt — und sie schaffen über ihr Tagewerk hinaus — sogar in der Nacht ist ihr Haus erleuchtet — und sie wachen. — Der Steinmetz sucht Arbeit an allen möglichen harten Steinen. — Wenn er die Ausführung seiner Aufträge vollendet hat — und seine Hände müde sind, ruht er wohl? — Er muß von Sonnenaufgang an auf dem Bauplatz sein, selbst wenn ihm Knie und Rücken zu brechen drohen. — Der Barbier rasiert bis tief in die Nacht. — Um etwas zu essen zu haben und beiseite legen zu können — muß er von Haus zu Haus eilen, seine Kunden aufsuchen — er muß sich und seine beiden Hände abarbeiten, um seinen Magen zu füllen — es gilt wie vom Honig, der allein ihn, der ihn sammelt. — Der Färber: seine Hände riechen übel — sie haben den Geruch fauler Fische —, die Augen fallen ihm vor Müdigkeit zu — aber seine Hand rastet nicht —, mit dem Ordnen der Zeuge — er verabscheut alles Tuch. — Der Schuster ist sehr unglücklich — und magt beständig — er hat nur sein Leder zu nagen — seine Gesundheit ist die eines verendenden Fisches.“ —

t. Warum die Prairien keine Bäume haben, hat man aus der Häufigkeit von Waldbränden in den betreffenden Gebieten Amerikas erklären wollen. Zuletzt ist diese Ansicht von Alfred Gaskill vor der Gesellschaft amerikanischer Forstleute vertreten worden. Dieser Fachmann teilt die baumlose Fläche in den Vereinigten Staaten in Ebenen und Prairien ein. Die ersten sind baumlos, weil sie nicht genug Feuchtigkeit erhalten und seit undenklichen Zeiten so gewesen. Die Prairien dagegen bieten an sich günstige Verhältnisse für den Baumwuchs, und daher verlangt das Fehlen von Bäumen auf diesen Graswüsten eine besondere Erklärung. Das Prairiegelbiet der Vereinigten Staaten nimmt eine unregelmäßige Zone ein, die etwa zwischen dem 95. und 97. Meridian liegt. Die Ostgrenze ist ganz merkwürdig gestaltet und beweist nach der Meinung von Gaskill den Ursprung der Prairien durch Feuer. Da nach den Feststellungen der Meteorologen hier überall genügender Regenfall für einen Baldwuchs gegeben ist, so wird wohl auch früher Wald vorhanden gewesen sein, der sich aus besonderen Veranlassungen zurückgezogen haben muß. Durch eine genaue Untersuchung über das Auftreten von Wald- und Prairiefeldern in den Besitztaaten hat Gaskill ermittelt, daß sie am häufigsten vorkommen, wenn Westwind herrscht, und die Vegetation der in der Windrichtung liegenden Fläche außerordentlich trocken ist. Die Gewohnheit der Indianer, um diese Zeit das Gras der Ebenen alljährlich anzuzünden, ist geschichtlich erwiesen. Diese regelmäßig sich wiederholenden Brände, die von starken Westwinden getrieben in dem flachen Lande kein Hindernis fanden, dehnten sich ostwärts immer bis an den grünen Wald aus, in den sie sich von Jahr zu Jahr tiefer einfrachten und so den dichten Wald lichten oder ganz zerstörten. Die unregelmäßigen Ausläufer der Prairien in das Waldgebiet sieht Gaskill als das noch sichtbare Ergebnis dieser Brände an. Uebrigens bringt heute unter ruhigeren Verhältnissen der Wald langsam wieder in die Prairie vor. Gaskill schlägt vor, die Entstehung der Prairien in anderen Ländern nach denselben Gesichtspunkten zu prüfen. —

Notizen.

— Ernst v. Bolzogen hat in Gemeinschaft mit Paul Stark ein neues Lustspiel geschrieben. „Narrenfang“ heißt es. —

— Maxim Gorki weilt gegenwärtig in Lugano. Er will sich dort aufhalten. —

— Engelbert Humperdinck's neue Oper „Das Wunder von Köln“ wird noch in diesem Winter entweder an der Wiener Volksoper oder am Münchener Hoftheater zur Aufführung kommen. —

— c. Ein Riesengorilla. Schon zu wiederholten Malen war berichtet worden, daß am Oberlauf des Vom und des Sanga in Kamerun riesige Affen gesehen worden wären, die sogar Karawanen angegriffen haben sollten. Wenn diese Berichte bisher allerdah Zweifelhaft begegneten, so sind sie jetzt durch zwei Photographien bestätigt worden, die Eugène Bruffaut der französischen Zeitschrift „La Nature“ überhandt hat, und die in dieser veröffentlicht werden. Das abgebildete Tier, das die Prüfung des Kopfes und besonders des Schädels, des Gesichtes und der Ohren als einen Gorilla erkennen läßt, unterscheidet sich jedoch von dem Gorilla, den man am Gabun trifft, durch seine riesige Größe. Es maß nicht weniger als 2,30 Meter, und der aufrecht stehende Kadaver erreichte die Größe eines stehenden Eingeborenen. Es wurde in der Nähe von Quessou, dem Hauptort am mittleren Sanga, getötet und gehörte zu einer Bande von drei Tieren, deren Fußspuren man deutlich unterscheiden konnte. Das Tier war auf der Brust und auf dem Bauch fast nackt, während seine Schultern und seine Schenkel mit dichten und langen Haaren bedeckt waren. Die Schulternbreite betrug 1,10 Meter, und die rechte Hand wog allein 2 1/2 Kilogramm. Man brauchte nicht weniger als acht Schützen, um den halb zerlegten Kadaver des Riesen zu der Residenz zu schaffen; er wog 350 Kilogramm. Das Tier weist auch abgesehen von seiner Größe einige bemerkenswerte Unterschiede von den Gorillas am Gabun auf. —